

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 26 (1925-1926)

Artikel: Lag-be-Omer, ein jüdisches Volksfest
Autor: Olšvanger, I.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-112445>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lag-be-Omer, ein jüdisches Volksfest.

Von Dr. I. Olšvanger.

Lag-be-omer, oder Lag-le-omer ist der dreiunddreissigste Tag der Omerzeit, d. h. der Zeit zwischen Passah und Wochenfest (Pfingsten).

Das Passahfest ist der Beginn der Ernte, das Wochenfest ihr Ende. Erst später haben diese Feste religiös-geschichtliche Deutung erhalten.

Die Zeit zwischen Passah und Wochenfest umfasst volle sieben Wochen. Sie gilt heute als Trauerzeit, während der keine Feierlichkeiten begangen werden dürfen. Besonders scheut man sich, in diesen Wochen eine Hochzeit zu feiern. Aber sie weisen auch sonst einen gewissen asketischen Zug auf: man darf nicht baden, das Haar nicht schneiden usw. Speisen und Getränke werden dagegen nicht eingeschränkt.

Im alten Israel waren diese sieben Wochen Tage der Freude. Sieben Wochen lang dauerte die Getreideernte. Alles zog zur fröhlichen, frischen Erntearbeit aufs Feld. Unter lustigem Sang, begleitet von den Spielen der Kinder, ging die segensreiche Arbeit vor sich. Und täglich brachte man als Dankopfer für den Segen der Ernte im Tempel zu Jerusalem ein bestimmtes Mass Getreide, welches „Omer“ hiess, und von dem der Name „Omerzeit“ herrührt. Jeden Tag verkündete man laut: „Heute ist der erste, dritte, zehnte Tag des Omer.“ Man zählte (hebräisch safar) sorgfältig fünfzig Tage vom Passah- bis zum Wochenfeste, daher der Name „Sfira“ (Zählzeit). Dass dies eine Zeit ununterbrochener Festlichkeit war, und gewissermassen als ein einziges Fest betrachtet wurde, wird unter anderm auch dadurch bezeugt, dass das Wochenfest im Talmud und der rabbinischen Literatur „Azereth“ (Schlussfeier), oder an manchen Stellen sogar ausdrücklich „Azereth schel Pessach“ (Schlussfeier des Passah) genannt wird.

„Keine Unlust ist kränklicher, als die eines Menschen, der sich in seinem Missgeschick an die Tage seines früheren

Glückes erinnert.“ Das gilt auch für ein Volk. Gerade weil die Omerzeit im alten Israel voller Freude, voller Sang und Sonnenschein war, ist sie in der Diaspora zur Trauer geworden. Wo sind die früheren glücklichen Tage hin? Wo unsere Erntefeste? Wo unsere Tempelfeierlichkeiten? Diese Fragen werfen sich die heimatlosen Juden der Diaspora auf. Die Antwort darauf ist das jammervolle Elend der Gegenwart. Und der Zufall wollte es, dass gerade während dieser Wochen im Mittelalter grausame Verheerungen in den jüdischen Vierteln europäischer Städte (Deutschland und Frankreich) ange richtet wurden.

Später suchte man die Trauersitten der Omerzeit an ein bestimmtes Ereignis zu knüpfen. Es entstanden Sagen, die möglicherweise einen historischen Kern enthalten, deren Zuverlässigkeit sich aber nicht erweisen lässt. Für die historische Begründung dieses, wie anderer Feste ist der Beweis nicht vonnöten. Die Wahrheit der Sage und der Dichtung, die ewig ist, ist für die Psyche des Volkes von höherm Wert, als die Wahrheit vergänglicher Geschichte.

Welchen geschichtlichen Hintergrund hat nun das jüdische Volk der Omerzeit nachgedichtet?

Im zweiten nachchristlichen Jahrhundert soll unter den Schülern des Patriarchen Rabbi Akiba eine fürchterliche Pest gewütet haben, der die angesehensten Gelehrten zum Opfer fielen. Etwas ähnliches, wie eine Pest, ist ja von jener Zeit geschichtlich erwiesen. Das war die unmenschliche Rache, die Elius Hadrianus an Akiba und seinen Jüngern, wegen ihrer Teilnahme am glorreichen Aufstand von 131, verübte.

Akiba war verwandt mit jenem heroischen, kräftigen Jüngling aus Kosiba, dem Anstifter des mutigen Aufstandes, den das Volk mit dem Ehrentitel Bar-Kochba (Sohn der Gestirne) schmückte. War Bar-Kochba der tatsächliche Führer des Aufstandes, so war der Weise Akiba sein geistiger Führer. In den Lehrhäusern und im Kreise seiner Schüler predigte er mit leidenschaftlicher Hingabe für die Sache des jungen Helden. Und als Bethar, die letzte Festung Bar-Kochbas, fiel, da kam die Rache der Römer. Akiba wurde mit glühenden Zangen zerfleischt, und mit den Worten „Adonaj echad“ auf den Lippen empfahl er seine Seele in die Hände des himmlischen Vaters, für den er lebte und wirkte. Mit ihm wurden zehn der angesehensten Gelehrten grausam hingerichtet, und selbst die

jüngsten seiner Schüler verschonte die Rachsucht der Römer nicht. Nicht genug, dass sie ihre Rachsucht gestillt hatten, verboten die Römer die Leichen der ermordeten Akibaner zu bestatten. Jedoch nach Untergang der Sonne pflegten die Frauen heimlich ihre Söhne zu bestatten. Daher sollen die jüdischen Frauen an den Abenden der Omertage keine Arbeit verrichten, als Zeichen der geistigen Teilnahme an jenen Bestattungen („Minhagim“, Frankfurt a. M. 1722).

Das war die geschichtlich erwiesene Pest, die unter den Schülern Akibas wütete. Am Passahstage begann sie, und am 33. Tage der Omerzeit stand sie für einen Tag still. Diese Sage sollte nun nach der üblichen Annahme Anlass zur Lag-be-omer-Feier gegeben haben. Nach einer andern Sage sollte das Verbot, die Leichen der Akibaner zu bestatten, an diesem Tage aufgehoben worden sein.

Welche von den beiden Sagen mehr Glauben verdient, ist schwer zu bestimmen. Die unbestatteten Leichen konnten eine Pest verursacht haben, und der Tag der Bestattung der vielen Leichen konnte als Ende der Pest aufgefasst werden.

Sehr wahrscheinlich aber ist, dass diese Sagen eine spätere, nachgedichtete Begründung des Festes sind.

Eine weitere, nicht unwahrscheinliche Erklärung zur Entstehung unseres Festes ist folgende. Die Omerzeit umfasst im ganzen 49 Tage. Man ziehe von diesen Trauertagen acht Tage des Passahfestes, zwei Tage des Neumondes Ijar, einen Tag des Neumondes Siwan und sechs dazwischenliegende Sabbathtage ab, welche, da sie an sich Feiertage sind, nicht zu den Trauertagen gezählt werden können, so bleiben 32 Trauertage. Man hatte also als gegeben: in der Omerzeit sind 32 Tage eigentliche Trauertage. Man übersah nun die Berechnung und zählte bis zum 33. Omertage die Trauerzeit. Dieser, der 33. war kein Trauertag mehr, sondern eben der erste der 17 Feiertage, die in die Omerzeit fallen („Minhagim“, Frankfurt a. M. 1722).

Da das Fest nicht zu den synagogalen Feiertagen gehört, sondern nur Volksfest ist, so fehlt für seine geschichtliche Ergründung natürlicherweise jedes Material. Eine eigenartige Vermutung stellt Landsberger in seinem „Heidnischen Ursprung des Brauches zwischen Passah- und Wochenfest nicht zu heiraten“ (Breslau 1869) auf: Der Monat Mai galt im alten Rom als für die Eheschliessung ungünstig. Da aber dem Monate Mai der jüdische Monat Ijar, entspricht, so übertrugen

die römischen Juden die Maisitten der Römer auf den Monat Ijar, also auf die Omerzeit. Da nun der 33. Omertag auf den 18. Ijar fällt, und die Zahl 18 durch das hebräische Wort „chaj“ (Leben) ausgedrückt wird, so wurde für diesen Tag eine Ausnahme gemacht.

Ich kann diese Annahme nicht teilen. Das Wort „chaj“ dient nur zur Bezeichnung von Geldgaben in der Höhe von 18 Einheiten, aber nie zur Bezeichnung eines Monatstages. Dass der 33. Omertrag auf den 18. Ijar fällt, ist dem Juden nicht bewusst; die Tage zwischen Passah- und Wochenfest werden nie nach dem Kalender, sondern stets nach ihrer Stellung in der Omerzeit bezeichnet: der erste, zweite, zehnte Tag im Omer, sodass man höchstens erwarten könnte, dass der 18. Omertag als chaj-Tag gefeiert würde, was aber nicht der Fall ist.

Eine weitere interessante Begründung des Lagbeomer-Festes ist die, derzufolge an diesem Tage die Himmelsmanna in der Wüste zum ersten Mal fiel.

Lassen wir nun das Suchen nach dem historischen Ursprung unseres Festes, in welches das jüdische Volk so manches hineingeheimnisst hat.

Es ist in Russland, Polen und Litauen ein Kinderfest, oder, da alle Kinder die Schule (Cheder) besuchen, ein Schülerfest. Die Kinderschulen sind geschlossen, und die Kinder machen mit dem Lehrergehilfen, dem lieben „Belfer“, Ausflüge in den nächstliegenden Wald. Dort wählen sie sich einen Hügel zur Rast. Diesen Hügel nennt man „Barg Sinai“ („zum Barg Sinajgejn“ sagt man in Podolien, Bessarabien, Kurland u. a. a. O.).

Warum Barg Sinai? Welche Bewandtnis hat das Lagbeomer-Fest mit der Sinaioffenbarung? Es beruht meines Erachtens auf einer volkstümlichen Verwechslung dieses Tages mit dem Wochenfeste, welches ja als Fest der Sinaioffenbarung (matan tora) gilt. Ursprünglich ist es allerdings ein Erntefest. Erst in spätern Zeiten suchte man eine religiösgeschichtliche Färbung dem Feste zu geben. Unter anderm führt das Buch der Jubiläen an, dass an diesem Tage Noah die Taube aus der Arche fliegen liess. Aber allgemein verbreitet ist die schon sehr früh stattgehabte Übertragung des Getreideerntefestes auf das Erntefest des Geistes, d. h. auf die Offenbarung der Tora am Sinai (vgl. Pfingsten, als „Ausgiessung des heiligen Geistes“).

Zur Bezeichnung „Barg Sinai“ konnte aber auch die Verwechslung mit dem Passahfeste führen. Diese Verwechslung liegt um so näher, als die Juden am Lagbeomer die christlichen Osterbräuche nachahmen. Da die Omerzeit, ihrer traurigen Natur nach, den katholischen Fastwochen vor Ostern sehr ähnlich ist, so ist eine solche Nachahmung leicht erklärlich.

Man isst an diesem Tag Johannisbrot, ring- und halbmond förmige Kuchen, und, was besonders erwähnt werden muss, Eier. In manchen Gegenden (Kurland, Livland) werden die Eier sogar gefärbt, was ganz gewiss auf Nachahmung beruht. Was den Genuss der Eier betrifft, so ist er bei den Juden ein Symbol der Trauer. Am Jomkipur-Ausgang, und an den ersten neun Tagen des Monats Ab werden ebenfalls Eier gegessen. Am Vorabend des 9. Ab (Zerstörung des Tempels) werden die zu geniessenden Eier sogar mit etwas Asche bestreut. Bei jedem fröhlichen Anlass soll aber an das traurige Geschick des jüdischen Volkes erinnert werden. Daher der Genuss der Eier am Lagbeomer, d. h. daher die jüdische Rechtfertigung der Nachahmung christlicher Osterbräuche an diesem Tage.

Auch das Essen von Johannisbrot hat seinen Grund, wie unten ausgeführt wird.

Zur Belustigung der Kinder am Lagbeomer dienen kleine Pfeilbögen, die aus einem biegsamen Zweig und einem gespannten Strickfaden, oder auch Gummiband, hergestellt werden. Die Pfeile bereitet der „Belfer“ aus einem Stück Holz auf sehr primitive Art und verkauft sie den Knaben, was nebenbei gesagt, für ihn eine eigenartige Einnahmequelle bedeutet. Woher nun diese Kriegslust bei jüdischen Kindern? Ist hier eine dumpfe Erinnerung an den Bar-Kochba-Aufstand enthalten? Gewiss denkt man durch die Schüler Akibas auch an den Aufstand Bar-Kochbas; aber noch ein anderes geschichtliches Ereignis liegt in diesem Brauch verhüllt. Es ist der Sieg des Makkabäers Simon über die Syrer im Jahre 142. Zur Erinnerung an jenen herrlichen Sieg wurde bis spät in die christliche Zeit der 23. Ijar (also 5 Tage nach Lagbeomer) in Palästina und der nächstliegenden Diaspora gefeiert. Als man das Fest zu feiern aufhörte, übertrug man die sich an dieses Fest knüpfenden Gebräuche auf den Lagbeomer.

Dass die Kinder zur Erinnerung an kriegerische Ereignisse mit Pfeilbögen spielen, bedarf keiner Erklärung.

Da nun einmal die Pfeilbögen zum Feste gehören, so arbeitet die Traumphantasie des Volkes an ihnen. Was sollen die Pfeile hier? Und sehr rasch ruft der Anblick der Pfeile die Erinnerung an jenen Knaben wach, der mit einer Schleuder den Philisterriesen tötete. Der Kampf zwischen David und Goliath tritt an die Stelle Bar-Kochbas und der Makkabäer. „Dowid ha-Mejlachs Fajlbejgen“ nennen die Kinder ihre Spielbögen.

Doch der Phantasie des Volkes steht hierbei wiederum eine Verwechslung mit dem Wochenfeste zur Seite; denn nach einer alten Überlieferung soll der zweite Tag des Wochenfestes der Todestag des Königs David sein.

Wie diese Tradition entstanden ist, ist ebenfalls höchst interessant und für die Entstehung ähnlicher Volksvorstellungen sehr charakteristisch.

Am Wochenfeste wird, als an einem Erntefest, in der Synagoge die Ernteidylle Ruth vorgelesen. Als man später das Fest vielmehr als den Tag der Sinaioffenbarung feierte, suchte man eine plausible Erklärung für die Vorlesung des Buches Ruth, das ja mit jener Offenbarung nichts zu tun hat. Und da im Buche Ruth auch die Genealogie des Königs David angeführt wird, so war der Grund zur Vorstellung gegeben, dass dieser Tag ein Erinnerungstag (nach jüdischem Brauch Todestag) an David ist.

In Palästina spielen sich am Lagbeomer grosse Feierlichkeiten am Grabe des Rabbi Simon ben Jochaj ab.

Von diesem, der ebenfalls im 2. Jahrhundert lebte, sind viele Sagen erhalten. Er pflegte sich in sehr abfälliger Weise über die Kultur der Römer zu äussern. „Alles — sagte er — was sie machten, haben sie zu ihren eigenen Gunsten gemacht. Sie haben die Stadtplätze geschmückt, um daselbst öffentliche Huren anzusiedeln; sie haben Badehäuser errichtet, um ihren Körper zu salben und zu verzärteln; sie haben Brücken gebaut, um Fahrzins für ihre Kasse zu erheben.“ Für diese und ähnliche Ausdrücke wurde er von der römischen Gewalt zum Tode verurteilt. Er flüchtete und musste 13 Jahre lang in einer Höhle wohnen, wo er sich von Feigen und Johannisbrot ernährte. Er starb nach der Sage am Lagbeomer. Daher der früher erwähnte Genuss des Johannisbrotes an diesem Tage.

Am Grabe des Rabbi Simon ben Jochaj werden viele Fackeln angesteckt, und die vielhundertköpfige Menge umgibt tanzend und jubelnd das Grab. Wenn in einer Familie mehrere

Kinder gestorben sind, so lässt man das letztgeborene Kind drei Jahre lang mit ungeschnittenen Haaren; am dritten Jahre wallfahrtet man am Lagbeomer mit dem Kinde zum Grabe des Heiligen, wo das Haar in feierlicher Zeremonie geschnitten und den Flammen übergeben wird. Mit sehnsuchtsvoller Inbrunst küsst die Menge die Steine des heiligen Grabes (eine genaue Beschreibung der feierlichen Zeremonien, die den Anstoss vieler rechtgläubiger Juden erregte, findet man im hebräischen „Luach Achiassaf“ für das Jahr 5664).

Notwendige Bestandteile des Festes bilden auch hier Eier, Kuchen und Pfeile, die aus buntem Holz hergestellt werden. Denn es heisst, dass während des Lebens des Rabbi Simon nie der Regenbogen zu sehen war. An seinem Todestage aber erschien ein bunter, ungewöhnlich heller Regenbogen. Für die Psyche des Juden ist der Regenbogen von grosser Bedeutung, nicht nur weil er an den Bund Gottes mit Noah erinnert, sondern auch weil nach der kabbalistischen Überlieferung an den Tagen der Ankunft des Messias ein viel-farbiger Regenbogen am Himmel erscheinen soll. Die den Regenbogen symbolisierenden Pfeilbögen sollen nun Gott an sein Versprechen erinnern, sein Volk und sich durch den Messias zu erlösen.

Sehr früh entstand die Sage, dass Rabbi Simon sich während seines Aufenthaltes in der Höhle mit Geheimlehren befasste. Sie fand ihre vollendete Gestaltung, als am Ende des 13. Jahrhunderts das kabbalistische Buch „Sohar“ entstand. Sein Verfasser war der spanisch-jüdische Mystiker Mose de Leon. Dieser wollte seinem Buche, welches von der herrschenden rabbinischen Weltanschauung bedeutende und wesentliche Abweichungen aufwies, dadurch höhere Autorität verschaffen, dass er es einem im Volke hochangesehenem Manne des Altertums zuschrieb. Und er erklärte, dieses Buch, welches das Werk Rabbi Simons ben Jochaj sei, gefunden zu haben. Er, Simon, heisst es im Sohar, habe in der Höhle vom Engel Metatron die Offenbarung empfangen.

Nur eine Stelle des Buches Sohar, die zu unserm Thema Beziehung hat, sei hier wiedergegeben: „Der heilige Greis (d. h. Gott) ist das allerverborgenste Wesen, weit entfernt von der sichtbaren Welt und dennoch mit dieser eng verbunden. Als er sich bildete, trug er zehn Leuchten mit sich, die von seinem Licht strahlten und es ausbreiteten. Er ist eins

mit ihnen, denn jene Leuchten sind die Stufen, auf denen er sich offenbart.“

Jene zehn Leuchten, die von Gottes Geist gleichsam in die Welt das Licht ausstreuen, heissen auf hebräisch „Sferoth“ (sphaerae). Leicht glich sich das Wort „Sferoth“ an das Wort „Sfira“ an. Und nun knüpften die Chassiden, die geistigen Erben der Kabbala, an die Omerzählung die höchsten Bekenntnisse ihrer Weltanschauung. Die einzelnen der Sferoth, der Emanationen, die später auf sieben reduziert wurden, haben ihre Namen. So heissen einige von ihnen Nezach (Ewigkeit), Hadar (Majestät), Gewura (Macht), Chessed (Gnade) usw. Die ganze Sfirazeit wird in sieben Wochen geteilt, von denen jede einer der Sferoth entspricht; ferner entspricht jeder Tag der Woche wiederum einer der Sferoth. So zählen die Chassiden die Omertage wie folgt: „Jom Nezach schebe-Gewura“, der Tag Ewigkeit im Abschnitt Macht, d. h. dass dieser Tag ein Symbol der Ewigkeit der göttlichen Macht ist; oder „Jom Nezach schebe-Chessed“, der Tag Ewigkeit im Abschnitt Gnade etc. So wurde lediglich durch die lautliche Ähnlichkeit der Worte Sfera und Sfira die kabbalistische Lehre des Sohar, oder nach der Sage des Rabbi Simon ben Jochaj, an die Omerzeit geknüpft.

Es ist auch nur Sage, dass Rabbi Simon am 33. Omer-tag starb. Aber da es Sage ist, ist es höchste Wahrheit für die Psyche des Volkes. Und am Tage, da er starb, war die Luft von Feuerflammen erfüllt, die vom Regenbogen ausgingen. Daher stecken die Chassiden an diesem Tage zur Ehrung seines Andenkens (Hillula de-Rabbi Simon ben Jochaj) in den Bethäusern viele Kerzen und Lampen an. Abends versammeln sie sich in ihren Synagogen, singen und tanzen, wie sie an Sabbath- und Festtagen zu tun pflegen.

Fassen wir unsere Ausführungen kurz zusammen, so gelangen wir zu folgender Charakteristik des Lagbeomerfestes:

Das alte Volk der Juden hat einen Traum gehabt. Bunte Erinnerungen aus seiner vieltausendjährigen Geschichte traten durcheinander vor sein geistiges Auge. Jetzt sieht es den Gerechten Noah, der die Taube aus seiner Rettungsarche fliegen lässt, und sieht den Regenbogen, wie er zum ersten Mal am Himmel erscheint. Bald sieht es sich in der Wüste und sieht die Manna vom Himmel fallen; und schon steht es am Fusse des Berges Sinai und horcht der Donnerstimme Gottes. Rasch

führt es der Traumgott auf seine Heimatscholle, es sieht die lustige Ernte, sieht die Moabiterin Ruth, die Stammutter des Königs David, und sieht den König David mit dem Riesen Goliath im Kampfe. Aber bald steht nicht mehr David vor ihm, sondern ein anderer, Simon der Makkabäer, der bald in den mutigen Bar-Kochba verwandelt wird. Und mit Bar-Kochba sieht es Hand in Hand seinen Lehrer und geistigen Mitkämpfer Rabbi Akiba, sieht sein Leben, hört seine Unterweisung und sieht die grausame Rachsucht der Römer. Unwillkürlich treten daneben grausige Erinnerungen aus der Zeit der mittelalterlichen Verfolgungen. Und nun tritt, durch eine natürliche Ideenassoziation, die Gestalt des sagenhaften Verfassers des Flammenbuches Sohar, Rabbi Simon ben Jochaj, dessen Geist nach seinem Tode vom Himmel herab in Form eines Regenbogens glänzte.

So träumte das alte Wandervolk. Und als es erwachte, erzählte es den Traum seinen Kindern. Diese aber lachten herzlich mit goldener Stimme, gingen lachend in den Wald hinaus und setzten den Traum in Wirklichkeit um. Es ist einer der wenigen Tage, an dem das jüdische Kind Kind sein darf. Und da es ein Kinderfest ist, ist es den Erwachsenen doppelt lieb, ihnen, die Kinder sein möchten, und es nicht können.

Aus dem Volksleben des Zürcher Unterlandes.

Von Gottlieb Binder in Kilchberg.

(Fortsetzung.)

De Greteheirech war ein grossgewachsener Mann, der es zeitlebens auf keinen grünen Zweig brachte. Nicht, dass er etwa die Arbeit geflohen oder verschwenderisch gelebt hätte. Auch besuchte er des Sonntags selten eine Wirtschaft, weil er nichts hielt auf Trinken, Rauchen und Spielen. Er tagelöhnerte, so lange es seine Kräfte erlaubten in Windlach, Raat und Stadel, ass das Brot also tatsächlich im Schweisse seines Angesichts und hätte darum Ursache gehabt, die sauer verdienten Rappen zusammenzuhalten für seine alten Tage. Fand aber in einem der Unterländer Städtchen, Bülach, Eglisau oder Kaiserstuhl ein Viehmarkt statt, so bemächtigte sich seiner schon zwei Tage zuvor eine ungewöhnliche Unruhe,